

Der Amtsrichter that dem letzten Bräutigam an seinem Kopfe und sagte dabei gemächlich: Das war ein regelrechter Liebesfall! Ich denke, Du bist mindestens fünfzig Meilen von mir entfernt, da thut sich die Erde auf und Du sinkst in meine brüderlichen Arme.

„Ja, ja! Spate Dich! Die Herrschaften warten.“

„Herrschaften? Definitiv gefällig!“

„Mutter, Vater, Tochter?“

„Kann und Stand?“

„Der Alte ist Kaufmann.“

„Alter?“

„Bierzig und fünfzig.“

„Und die Tochter so wohl Zwanzig?“

„Ja — ungefähr. Aber mache, daß Du fertig wirst.“

„Erlaube — theurer Bruder. Du überläßt mich, um mich zugleich in die Ausstellung zu verschleppen, wo ich meine zukünftige Schwägerin kennen lernen soll — denn so steht die Sache ja wohl?“

„Ungefähr!“ sagte der Bruder ein wenig verzogen.

„Da muß ich mich doch schon machen,“ sprach der Amtsrichter mit Würde.

„Mache Dich! Du solltest übrigens auch heirathen.“

„Om.“

„Das Alter hast Du. Achtunddreißig, nicht wahr?“

„Nein, und dreißig.“

„Nach einer Weile sagte der Amtsrichter: „Weißt Du, alter Junge, zum Heirathen fähig ich noch sein?“

„Ja, es sieht merkwürdig ordentlich bei Dir aus. Du wohnst Chambregarnie?“

„Am Gegeßel, der Contract geht auf meinen Namen.“

„Wie denn?“

„Sieh! mal! die Wohnung hat fünf Stuben. Davon habe ich drei für meinen Gebrauch. Zwei und das Nebengelass habe ich abgegeben für Aufwartung.“

„Ordentliche Leute?“

„Wittwe eines Rectors.“

„Kinder?“

„Eins.“

„Sohn oder Tochter?“

„Sohn.“

„Wie alt ist denn die Frau?“

„Ja, lieber Mensch, das kann ich Dir so genau nicht sagen.“

„Ist sie jung — hübsch?“ fragte der Bruder mit Nachdruck.

„Da fuhr der Amtsrichter kurz herum und sprach mit klingender Stimme: „Sie ist respektabel.“

„Er zog den Liebesheft an, nahm den Hut und schritt seinem brüderlichen Gast voraus in den Korridor.“

Hier sagte er: „St! Du, geh' ein bißchen saft.“

„Ist er krank?“

# Der Sonntagsgast.

halb belüftet, halb unbedächtig herab und fragte: „Wer ist das?“

„Mein Stiefelnecht,“ sagte der Amtsrichter.

Er sagte das Jungchen bei den Händen, ließ es an sich emporheben, wobei er sich bog, um bequemere Ueise zu bilden, trübete den jauchzenden Strich zwische ihm in die Waden und gab ihm einen schallenden Kuß.

Das schönste Einvernehmen herrschte auf diese Weise, als es an die Korridorthür klopfte.

Auf das „Herein“ erschien eine noch junge Frau an der Thür.

Sofort ging der Amtsrichter hinaus, und entschuldigte sich bei der Mutter, daß ihr Schönlings bei ihm war. Wahrscheinlich sei er mit seinem Gaste so geräuschvoll eingetreten, daß das Bäcklein davon erwachte. Er hielt das Kind in beiden Armen vorn im Kopf, so wohl verwahrt, daß nur des Jungen kalten Blick zu sehen war, und machte der Mutter drei Verneigungen in einem Athem.

Die Frau stand ihm höflich, freundlich und reservirt gegenüber. Dann langte sie, und der Amtsrichter legte ihr den jähelnden Stiefelnecht in die mütterlichen Arme.

Als er mit dem verbindlich freudigen Gesicht in's Zimmer trat, sagte der Bruder, der bis dahin auf der Schwelle gestanden hatte, trocken: „Sie scheint ja ehrliebe Absichten zu haben.“

Aber der Amtsrichter beachtete weder Wort noch Ton und machte sich wieder mit seinen Pflichten zu schaffen.

Der andere Nachmittag fand die beiden Herren wieder in der Ausstellung. Diesmal hatten die Eltern, die lieber unbedacht waren, vielleicht auch noch aus anderem Grunde, als Partnerin für den Amtsrichter, ein Mädchen mitgebracht. Das Mädchen war hübsch und angewandt, plauderte über Kunst und verwandte Dinge und wußte auch in allen Haushaltungsfragen Weisheit. Da sie sich auf keinen großen Einkommen, sondern natürlich und gemüthlich gut, gefiel sie dem Amtsrichter ganz gut.

Die Familie brach zeitig auf. Auch die Brüder begaben sich heim.

Als der Amtsrichter in seinem Zimmer war, ging er unruhig umher, brummte: „Was ist denn das bloß heute?“ Dann schien er erleuchtet zu werden und drückte auf die Klingel.

„Sagen Sie mal, Rosaura (sie hieß Vertha), ist etwa der Junge krank?“

„Nein, Herr Amtsrichter.“

„Ich hab' ihn doch den ganzen Tag nicht gesehen.“

„Frau Rektor hält ihn in der Stube. Er soll nicht immer beschwerlich fallen.“

„Ja, was ließ sich da thun! Der Amtsrichter zog verdrießlich seine Stiefel aus, holte Cigarren und ließ sich von seinem Bruder über dessen Zukunftsbilder unterhalten.“

Dieser war in hohem Schwunge; denn er wollte am nächsten Vormittag seine Werbung machen.

Am anderen Morgen fing er zeitig mit der Toilette an. Auch der Amtsrichter legte seinen Frackanzug zurecht, — denn ein Diner war durchsichtig angeündigt worden.

Als der Bruder zu dem Ausgang fertig war, trat er vor den Amtsrichter hin und sagte, gleich beiläufig, wie ein dringlich: „Eigentlich solltest Du die Richte heirathen. Sie hat zwanzigtausend Mark — nicht viel! aber sie ist doch auch eine sehr angenehme Persönlichkeit.“

„Ja, sie ist ein nettes Mädchen.“

„Die Wohnung hast Du ja schon.“

Er rechnete die Eintheilung der Zimmer vor. „Du brauchst bloß zu kündigen.“

„Wieso?“

„Wenn Du heirathest, brauchst Du doch die sämmtlichen Kämmligkeiten für Deinen Hausstand. Und dann — lieber Amtsrichter, sei nicht naiv! — kannst Du Deine Frau nicht mit der interessanten Wittib in Verührung bringen. Dagegen protestire auch ich — aus Verwandtschaftsbrüderlichkeit nach jener Seite.“

„Protestiren?“ dachte der Amtsrichter, da der Bruder nun gegangen war. Interessante Wittib. Was für denn dem Menschen nur ein? Die Frau Rektor war gar nicht interessant! aber sie war eine prachtvolle, brave, respectable Frau! nur durch ihr Stüchden gemeiner Armut würde sie preisgegeben!

Das wäre ja noch schöner! Durch ihn kommt die arme Frau in schlechten Ruf — und das ist dann gleich ein unfauleres Gewand für den kleinen Stiefelnecht. — Sein Bruder hätte gar nicht bezugnehmen brauchen. Denn er hatte ihm nur die Laune verdorben und hier die Situation verschoben.

„Ja ja — jetzt war der Mustermensch vielleicht schon am Ort und würde wohl bald mit den Schwägerleuten einig sein. Denn der Elsbote konnte ja kommen, um den Herrn Schwager hinzuschleifen.“

Der Amtsrichter zog gerade die Stiefel an, als die Klingel klopfte das Gewand daran hing und der Schnapshot erfolgte. Er drehte sich sogleich mit dem Gesicht dahin.

„Junge,“ sagte er zu dem berantretenden Bengelchen, „wo bist Du denn gestern den ganzen Tag gewesen?“

Der Kleine zog in trauriger Erinnerung ein Schnippen und brummte: „Mutter hat mich gelassen —“ umfachte des Amtsrichters Beine und befahl: „Ziebel ausziehen!“

„Ne, mein Sohn, die habe ich kaum angezogen.“

„Ra — Onkel — Ziebel ausziehen!“

„Wird nichts daraus — der Onkel geht aus.“ Und er setzte das Jungchen auf den Tisch und stellte sich davor. Kurz suchte der Kleine in des Amtsrichters Westentaschen und drehte die Geheimtaschen.

Als der Amtsrichter den Frack anzog, fragte der Stiefelnecht: „Was ist das?“

„Das ist ein Hochzeitsrock, mein Sohn!“

Das Wort verstand das Kerlchen zwar nicht, aber es antwortete trotzdem. Es sagte: „Und nun Ziebel ausziehen!“

Der Amtsrichter hob den Kleinen herab, lockerte den einen Stiefel und der Junge spannte sich vor und fiel damit um. Er war heut im Kleiden mit Wadenstümpfen.

Als der Stiefel wieder angezogen war, drohte der Mann: „Du, mein Sohn, der Onkel geht jetzt aus und kommt überhaupt nicht wieder.“

„Ne?“

„Aber gewiß!“

„Ich komm' mit.“

„Du bleibst da und der Onkel geht allein.“

„Aber Du kommst wieder und ich denn Deine Ziebel ausziehen.“

„Nein, mein Sohn, die Scheidung geschieht für's Leben und ich komme niemals wieder.“

Der Junge reckte sich im Kleiden, zog ein fürchterliches Mäulchen und brach in Schreien aus. Ein Schrei entfuhr an jedem Auge und lief über die präalle Wangen.

Der Amtsrichter nahm das Kind empor, das sogleich beide Arme um seinen Hals schlang. Und da weinte und schluchzte das Kerlchen ganz still zu seinem großen Schmerz.

Herrgott! er konnte sich doch von dem Stiefelnecht nicht trennen! Das war ja gar nicht möglich!

Wenn er heute heirathete, wo würde dann wohl der Stiefelnecht mit seiner tapferen Mutter ein neues Unterkommen finden? Er hatte Erkundigungen eingezogen und erfahren, daß die Frau zuvor geburgert hatte.

Und was denn nun? So schluglos die Weiden! Diese prachtvolle holde Frau, und das kleine, warme prächtige Bengelchen!

Wie eine Wärterin ging er mit dem Kind in der Stube umher, summete dabei und beruhigte es. Und des Kindes Wärme krönte an seinen Körper, und seine Wärme an des Kindes Körper.

Daqu nun sein festlich Gewand. — Eine selbige Heirathstimmung kam über ihn.

Er ging fracks an der Frau Rektor Wohnungemach, klopfte an und trat ein.

Die Frau kam ihm entgegen mit der stillen Würde in Blick und Haltung, und er machte ihr drei Verneigungen in einer Minute — sammelte — kam ganz aus dem Zert — bis er in herausbrendendem Gefühl schnell ihre Hand faßte und ihr sagte, daß er sie schon immer geliebt habe — er verbeichtete sich eifrig: geliebt habe. Dem Stiefelnecht zum Vater. Denn es war ein doppelter Antrag. Der kleine Stiefelnecht wurde nicht bloß als Zugabe betrachtet.

Die Frau lächelte — und das war nun wieder ein doppeltes Lächeln — denn das Strahlen der Mutterliebe und der Weibseliebe trat begünstigend auf ihn an. Und schließlich lächelte sie wie ein übermüthiges Mädchen.

Ob sie ihn wollte? Aber gewiß! Sie hatte ihn nicht umsonst kennen gelernt. Jeder, wer ihn kannte, mußte ihn ja bereuen.

Mr. Ward aus Amerika.

Humoreske von Arthur Koch.

Es kommt alles darauf an, wie man eine Sache aufzufassen versteht. Wenn ein Mann beiseiden mit einer kleinen Reisetasche in der Hand in einem Hotelzimmer erscheint und um ein einfaches Zimmerchen, gleichviel, in welchem Stockwerk, bittet, kann er, wer er auch sein mag, nicht verlangen, daß man vor ihm tiefe Bücklinge macht. Er wird ceremonieus auf sein Zimmer geführt und erhält bei jeder Gelegenheit seine Rechnung. Einem Manne, der nichts gilt, gebührt auch kein Kredit.

Das mußte der Inhaber der schönsten Zimmerreihe im ersten Stock des fashionablesten Hotels „zum Kaiser von Oesterreich“ hatte, so lange Wirth und Personal denken konnten, ein so erlesener und anspruchsvoller Gast, der mit nichts zufrieden zu sein war, aber alles die Nase rümpfte und Jedermann verächtlich über die Aehsel ansah, noch nicht logirt. Und Wirth und Personal waren der unumstößlichen Ueberzeugung, daß eine solche Impertinenz des Besuchers nur der Höhe des Kauges und dem Reichthum des Fremden entpreden konnte. Darin aber lag eben die ganze Berechnung des vornehmen Fremden aus dem Hotel „zum Kaiser von Oesterreich“. Denn hätte er sich unter dem simplen Namen Steinicke, den er im Adressbuche registriert, und unter dem er auch schon manch eine unliebame Bekanntschaft mit der hohen Polizei gemacht, in dem Hotel vorgezeigt und weiter kein Wesen von sich gemacht, so wäre ihm gewiß längst seine, wenn auch noch so geringfügige Rechnung präsentiert worden. Und er hätte zahlen müssen, oder er wäre mit Schimpf und Schande aus dem Hause herausgeschoben und als Zehnpfenniger dingfest gemacht.

So aber hatte er sich, als er in dem „Kaiser von Oesterreich“ abstieg, in dem Fremdenbuch als „Mr. Ward aus Amerika“ eintragen und es dem Wirth und dem Hauspersonal zu ratzen überlassen, ob er ein Eisenbahnkönig aus New York oder ein Petroleumkönig aus Pennsylvania wäre.

Das Eine schien festzuhaben, er mußte ein Rabob sein. Die eleganteste Equipage des Hotels beanpruchte er von früh bis in die Nacht. Die prächtigste Küche und der theuerste Sekt schienen ihm kaum zu genügen, und gegen den Wirth schlug er einen hochschwebenden Ton an, daß derselbe, obgleich die Bede des Amerikaners schon in's Längebeute lief, immer noch nicht wagte, ihm die Rechnung vorzulegen.

Steinicke, der, abgesehen davon, daß er ein Hochkapler, kein schlechter Kerl war, hing selbst für sein Opfer Mittel zu fassen an. Es war ein Bombengeld, um das er ihn brachte, aber er konnte es wirklich nicht billiger machen. Seine Sicherheit erbeichtete den Aufwand. Er wollte leben und mußte, wollte er leben, Komodie spielen, nur daß sein Komodie spielen gefährlicher als das anderer Schauspieler war. Jene wurden, fielen sie aus ihrer Rolle, nur ausgezinkt; er ward hinter Schloß und Riegel geworfen. Konnte man es ihm verdenken, daß er sich Mühe gab, bei seinem Spiel nicht mit der Wimper zu zuden? Seine Rolle war eine fest vorgezeichnete.

Er hatte so lange herrlich und in Freuden gelebt und den Wirth genau so schwer gebrandschigt, wie er es sich vorgenommen. Seine Rolle schrieb ihm jetzt vor, sich seine Fehlschuld in Güte niederzulegen zu lassen. Wenn möglich, mußte er dabei sogar noch etwas verdienen.

Er wartete also in Geduld ab, bis ihm der Wirth doch endlich glaubte, die Rechnung zuzenden zu müssen, dann zitierte er den guten Mann sofort in seine Gemächer.

Schnungselnd und legendelnd trat er dort ein.

„Wohin werden die Rechnungszustellung verziehen,“ sagte er. „Es ist in meinem Hause so Sitte, spätstens alle zwei Wochen den Rechnungsausgang vorzulegen.“

„Sehr vernünftig!“ unterbrach ihn der Amerikaner. „Ich hätte längst schon von selbst um meine Rechnung gebeten. Ich habe in meinem Leben stets peinlich Promptheit geübt.“

„Ich bin ganz übereugt!“ glaubte der Wirth sichtlich zu stimmen zu müssen.

„Um so unangenehmer berührte es mich, daß ich wegen unerwartet ausbleibender Zahlungen in Ihrem Hause meinen Prinzipien untreu werden mußte und es so lange gekümmert habe.“

„Was aber gar nichts auf sich hat, Mhord, wirklich gar nichts auf sich hat, daß Geld kommt auch heute noch zu recht!“

„Zu meinem Bedauern!“ fuhr Mr. Ward fort, „habe die erwählten Gelder indeß auch bis heute noch nicht eingezogen. Eine Devische, die ich heute Morgen erhielt, läßt mich auch kaum noch hoffen, dieselben richtig einzugehen zu sehen. Ich sehe alles über mich zusammenfärzen, und daher habe ich beschloffen.“

Der behäbige Wirth brüllte zwei oder drei Schritte zurück, als Mr. Ward plötzlich seine Rechte, die er so lange auf dem Rücken gehalten, mit einem blispenden Redolter bewaffnet herbeiführte.

„Ärmüthiger!“ rief er. „Gnade des Himmels!“

„Keine Angst, Herr!“ sagte der falsche Amerikaner gelassen. „Ich plane keinerlei Anschläge gegen Ihr kostbares Leben. Sie können ganz unbesorgt sein. Die Kugel in diesem Lauf gilt mir und keinem Anderen. Ich bin, wie gesagt, von der Höhe des Glückes einerlei wie, nehmen Sie an, durch möglichste Spekulationen, — in den Abgrund menschlichen Glüdes geschleudert. Ich bin ohne die moralische Kraft, diesen Um Schlag meines Geschicks zu ertragen. Versehen Sie sich selbst in meine Lage! Ich, ein Mann, der über Millionen geboten, und der nun plötzlich so mittellos dasteht, daß er nicht einmal diese plünderige Wirthshauszucht — er nicht täglich, die Aehsel zuckend, auf die ihm am Morgen präsentirte, auf seinem Schreibtisch liegende Hotelrechnung hin — bezahlen kann. Gie ich jedoch zu meinem traurigen Vorkhaben schreite, habe ich an Sie, den einzigen Menschen, den ich im Leben geschädigt habe, noch eine Bitte: Grollen Sie mir nicht, Herr, um den Verlust, den Sie durch mich erleiden! Glauben Sie nicht, daß ich ein schlechter Mensch bin! Seien Sie übereugt, ich bin nur zu bedauern!“

Dem verübten Wirth des Hotels „zum Kaiser von Oesterreich“ schien es, als er so weit gekommen war. Klar geworden zu sein, was ihm geschehen sollte. Die Rechnung Mr. Wards aus Amerika sollte unbeglichen bleiben, er sollte die ganze Zeit bei ihm umsonst gewohnt, geliebt und den hohen Herrn geliebt haben. Von allen den Auslagen, die der Wirth für ihn gemacht, sollte er nicht einen Kreuzer wiedersehen. Und nun schien Mr. Ward sich gar auch noch in seinem Hotel vor seinen Augen erschließen zu wollen. Jedenfalls hob er plötzlich den blinkenden Stahllauf in seiner Hand wie in leidenschaftlicher Verzweiflung an seine Stirn.

Er legte die Waffe an, im nächsten Augenblick konnte sein Finger den Hahn abgedrückt haben.

Der Gehwirth sprang entsezt auf ihn zu: „Mißer Ward“, rief er, „halten Sie ein! Im Namen des Himmels! Ist es nicht genug, daß ich Ihr Konto an Ihnen verliere? Wollen Sie mich ganz und gar ruiniren?“

Der falsche Amerikaner hatte auf eine ähnliche Antwort gerechnet. Er hatte den Lauf der Ereignisse haarscharf im Voraus berechnet, aber er machte, als er jetzt wie widerwillig die Waffe ablegte, ein unbeschreiblich erschauertes Gesicht. Er war, wie gesagt ein großer Mimiker, indeß er mußte zu seinem Gewerbe auch sein.

„Ich Sie ruiniren?“ lachte er ingrimig. „Wenn ich mich erschließen? Was kann Sie mein Leben, was kann Sie mein Erben bekümmern?“

„Nichts!“ rief der Wirth. „Ob Sie sich erschließen wollen oder nicht, mir soll es gleich sein. Nur sollen Sie sich nicht hier unter meinem Dach, in meinem Hause, im Hotel „zum Kaiser von Oesterreich“ erschließen. Begreifen Sie nicht, ein Selbstmörder in meinem Hause! Und das kurz vor Anbruch der hohen Saison!“

Der Amerikaner grinste. „Om“, brummte er, „allerdings, wer wird in ein Hotel ziehen wollen, in dem eben erst Jemand durch Selbstmord geendet? Die ganze Saison lang kann Ihr Hotel leer bleiben.“

„Also machen Sie mich nicht unglücklich!“ bat der gedungste Hotelier. „Gehen Sie, wenn Sie durchaus sterben müssen, anderswohin herben! Ich lasse Sie ungehindert aus meinem Hause. Ich erkläre Ihnen hiermit, daß Sie mir keinen Kreuzer schuldig sein sollen, die Rechnung ist niedergebroschlagen, und ich verbeichte Ihnen, daß ich, sobald Sie meine Schwelle verlassen, Ihrem äußersten Entschluß nicht das geringste Hinderniß in den Weg legen will. Wir sind hier haben Sie es schwarz auf weiß,“ er reichte ihm dabei eine mit seiner Unterschrift versehene Note, „wir sind quitt. Nur müssen Sie sich an einem anderen Orte erschließen, nicht hier.“

„Aber wo?“ wollte der Andere wissen.

„Soll ich mich auf der Straße erschließen, soll ich, nachdem mich mein ganzes Leben lang Luxus und Wohlthat umgeben, wie ein Hund hinter dem Jaun bereuden? Unmöglich Herr!“ rief er, „ich brauche, um mein Lebenslicht auszublasen, eine meiner würdige Umgebung.“

„Wohlan, so ziehen Sie in ein anderes Haus. Ich empfehle Ihnen zur Ausföhrung Ihres Vorkhabens das Hotel „zum russischen Kaiser“, gleich um die Ecke. Sie finden dort denselben Komfort wie im „Oesterreichischen Kaiser“, also geben Sie hinter!“

Der Amerikaner zeigte sein leeres Portemonnaie.

„Woh mir!“ sagte er. „Wie gern hätte ich Ihnen diesen Gefallen. Sie waren edel gegen mich. Der Trost meiner letzten Stunden ist es, daß Sie mir Sympathie mit meinem Geschick bewiesen und nicht einen Augenblick einem unedlen Verdacht gegen mich Raum gaben. Soll ich nun auf meine letzten Minuten mich wirklich noch einer mit dem Gewissen eines Ehrenmannes unvereinbaren Handlung schuldig machen? Ueberlegen Sie selbst, Herr, wenn ich heute aus dem „Oesterreichischen Kaiser“ ausziehe und morgen im „Russischen Kaiser“ als Leiche gefunden werde, und in meinem Portemonnaie kein Kreuzer liegt, wie wird es dann heißen? Wird nicht Jedermann und zwar dann mit Recht fragen können: Er ist ein Zehnpfenniger gewesen. Soll ich diesen Schimpf mit in mein Grab hinein nehmen?“

Der Hotelier hielt es für gerathen, eine Banknote aus seinem Portemonnaie für ihn herauszunehmen.

„Gut,“ meinte er. „So will ich sogar auch noch für Ihr letztes Quartier die Kosten tragen.“

Er händigte ihm den Kassenschein ein. Es war kein Schein über Tausende, aber Mr. Ward war zufrieden. Der Wirth des Hotels „zum Oesterreichischen Kaiser“ hatte den verarmten Rabob auch nicht gerade die kleinste Note anzubieten gewagt.

Er wünschte vor allem, den Selbstmörder aus seinem Hause zu entfernen. Dabei erhobte er übrigens auch noch, daß sich die Banknote, die er ihm auf seinen letzten Erdenweg mitgab, lohnen werde, denn wenn Mr. Ward sich draußen im „Russischen Kaiser“ eine Kugel durch den Kopf jagte, war der „Russische Kaiser“ für den Sommer ein verbeichtes Hotel, wobei natürlich der „Oesterreichische Kaiser“ nur Nutzen ziehen konnte. Die Anlage war am Ende also gar keine so läble.

Wieder entzog Mr. Ward im letzten Augenblick diesem Konkurrenz-Mörder seine Begünstigung. Jedenfalls ward er am nächsten Tage nicht als Leiche im „Russischen Kaiser“ aufgefunden. Man hatte den Amerikaner überhaupt dort nicht gesehen. Er war verduftet, und der Bekker des Hotels „zum Oesterreichischen Kaiser“ fing an, zu ahnen, daß der Redolter, mit dem Mr. Ward sich während der der Sturz gedreht hatte, nicht geladen gewesen sein mochte.

Rothbare Hundehalsbänder.

Hundeleidhaber sind gewöhnlich sehr geneigt, hohe Ausgaben für das Wohl ihrer Lieblinge zu machen, am weitesten darin scheint aber ein englischer Gentleman gegangen zu sein, der im Jahre 1806 in London ein Halsband im Werthe von 500 Pfund Sterling, d. h. 11,000 Mark herstellte ließ, um damit den Nacken seines edlen Kaffeehundes zu schmücken. Das Halsband bildete einen starken, schweren Keil aus reinem Golde, ohne weitere Verzierungen. Ein silbernes Halsband wurde 1832 von Lady Madin für ihr kleines Schooßhündchen gekauft; vier Diamanten, die es schmückten, gaben ihm den Werth von 4000 Mark. In Frankreich war es vor einigen Jahren Mode, den geliebten Vierfüßlern Armbänder um die Vorderfüße zu legen, während den Hals ein entsprechendes losbares Band zierte. Der Preis für die „Armbänder“ schwankte zwischen 40 und 1000 Mark, ein Halsband kostete ungefähr 400 Mark, doch wurde der Preis gewöhnlich durch angebrachte Edelsteine bedeutend erhöht. Ob sich wohl solche aufstürzten Hunde in ihrem Schmutz behaglich geföhlt haben?

Stubenarrest.

Besonders streng mit der Verbannung von Stubenarrest über seine Verwandten war König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, und mehr als einmal erhielt namentlich der geistvolle Kronprinz, später König Friedrich Wilhelm IV., diese Strafe, weil er seinen Will nicht im Zaum hielt. Zwei solcher Verbannungen, die Stubenarrest nach sich zogen, sind noch bekannt. Das erste geschah am dem Congreß zu Wien.

Bei einer Hofafel, bei welcher der gutmüthige Kaiser Franz von Oesterreich den Vorhitz führte, wurden Kästfel aufgegeben; als aber die Keiße an den Kaiser kam, sagte er: „Mir fällt halt mir ein!“ Als nun die Keiße an den Kronprinzen kam, stellte er die Frage, wer der beste Baumeister sei, und gab die Lösung: „Kaiser Franz, denn dem fällt nichts ein!“

Die Belohnung für diesen Scherz waren drei Tage Stubenarrest.

Ein andermal legte es sogar acht Tage, weil der Kronprinz die Parade-soldaten verspottet hatte. Zu den Paraden erschienen damals die Soldaten so steif in Uniform, Samatschen, Lederzeug und dergleichen eingewängt, daß sie sich nicht bücken konnten. Der Kronprinz, der auf der Parade vor Eintreffen des Königs erschienen war, legte ein Goldstück neben den rechten Flügelmann und forderte ihn auf, dasselbe aufzuheben, was derselbe im Paradeanzug ebensovienig konnte, wie alle übrigen. Darüber bemerkte der Kronprinz sarkastisch: „Das sind nun Soldaten und können nicht einmal ein Goldstück aufheben!“

Die Bemerkung wurde dem König hinterbracht und trieg dem Schötter acht Tage Stubenarrest ein.

Wer vom Leben nichts lernen will, wird vom Leben bekehrt.